Das Erlebnis in der Wüste

Autor(en): **Stranik, Erwin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **36 (1932-1933)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-664666

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Das Erlebnis in der Wüste.

Nach dem Amerikaniſchen frei bearbeitet von Erwin Stranik.

Wie ein Koch ſah er nicht aus. Denn ſtatt der gewöhnlichen Wohlgenährtheit, die dieſe Perſonen auszuzeichnen pflegt, bot er dem Auge unbequeme eckige Umriſſe und ſcharfgeſchnittene blutloſe Geſichtszüge. Das war das einzige, was ich während der erſten zwei Wochen meiner Reiſe auf dem Schoner „Paolo“ feſtſtellen konnte. Doch — ſein Geſchäft verſtand er, und das Eſſen war gut.

Der Schiffsherr pflichtete mir bei:

„Er iſt der ſauberſte Koch, den ich ſeit Jahren an Bord hatte. Ein ſeltſamer Kauz. Wenn man ihn anſieht, könnte man glauben, er hätte noch keine rechtſchaffene Mahlzeit in ſeinem ganzen Leben zu ſich genommen.“

Und als wir dem Äquator ſchon recht nahe gekommen waren, ſo daß die Sonne nicht mehr bloß zur Verſchönerung für die Seefahrt ſchien, ſondern bereits für jedes unbedeckte Haupt gefährlich zu werden drohte und wir uns deshalb viel außerhalb der dumpfen Kabinen aufhalten mußten, begann ich den Mann zu beobachten, der jetzt ſtändig vor unſeren Augen ſich befand.

Wir ſahen ſeine kleine Laterne im Dunkel der Dämmerung, ſeine Wege zwiſchen Vorratskammer und Küche, ſeine Hantierungen und ſeine Arbeit.

Die erſtaunlich merkwürdige Magerkeit des Menſchen ließ mir keine Ruhe. Er war ein Skelett in Bronze, drapiert mit einem Paar flatternder Hoſen und einem dürftigen Hemd. Er bewegte ſich wie ein kulinariſcher Automat in einer Dampfatmoſphäre von gekochtem Rindfleiſch.

Während einer langweiligen Aufeinanderfolge heißer Tage und lauwarmer Nächte entwickelte ſich mein anfänglich oberflächliches Intereſſe an dem Koch zu immer lebhafterer Neugierde, denn, während wir uns alle über die ſchier unerträgliche Hitze beklagten, ging der Koch ſchweigend ſeines Weges, und nur einmal, als er eben im Scheine der Morgendämmerung einen Kübel Seewaſſer die Schiffswand emporzog und dabei einen, ein paar Meter weit entfernten, rieſigen Mantelfiſch erblickte, der ſich wie eine verſinkende Decke über die Oberfläche hinbreitete, antwortete er, da ich ausrief: „Ich möchte nicht in dieſen Rachen fallen!“ mit düſterer Stimme: „In jeder Wüſte gibt es Teufel, Herr!“ Dann trottete er davon.

Nachmittags verſuchte ich auf Gut Glück nochmals an ihn heranzukommen. Und ſtellte ihn geradewegs wegen ſeiner Magerkeit zur Rede.

„Das iſt krankhaft, Koch,“ ſagte ich ſcharf, „wie Sie ausſehen. Warum eſſen Sie nicht mehr? Ein magerer Koch macht einem Schiff wenig Ehre!“

Er ſchüttelte feierlich den Kopf mit einem troſtloſen Zucken in ſeinen blaſſen Lippen.

„Ich war einmal dick, Herr. Die Wüſte hat mir's abgenommen. Ich kann nicht mehr eſſen.“

„Die Wüſte, ſagen Sie? Meinen Sie das endloſe Waſſer hier?“

„Nein, die Wüſte am Land, Herr!“ fügte er mit einem verblüffend leidenſchaftlichen Ausdruck hinzu. „Eſſen, ja, das iſt es. Jeder ißt etwas anderes. Hier in dieſem grünen Waſſer frißt vermutlich ſogar der Tang.“

„Um zu leben.“

Er warf ſeinen Kopf empor.

„Wozu leben wir dann?“

Das war eine Frage von Menſch zu Menſch über den Wert der Schöpfung. Ich wußte keine Antwort darauf. Und er ſchien auch keine zu erwarten, ſondern fuhr fort:

„Es iſt überall dasſelbe, nur ſieht man in der Wüſte die Natur unverhüllter am Werk. Man betrachtet und wundert ſich, warum der Herrgott ſolche Beſtialität an ſeinen Geſchöpfen zuläßt. Und eines Tages erkennt man, daß man ſelber ſolche Beſtialität beſitzt. — Himmel, ich wünſchte, ich fände einen anderen Weg, mich am Leben zu erhalten, oder fände den Tod, es ganz fahren zu laſſen. Wenn Dolly ſonſt jemanden auf der Welt hätte, der auf ſie ſähe — —“

Er hielt inne, ich wagte aber nicht, das Schweigen zu brechen. Und während er noch immer ſeine Augen auf die endloſe See heftete, fragte er wieder:

„Haben Sie ſchon jemals von der Amargoſawüſte gehört, Herr?“

„Irgendwo beim Tal des Todes, nicht? Ich hörte, daß Menſchen ſich auf der Goldſuche hineinwagten.“

„Ja, manche würden für Gold in den Schlund der Hölle gehen. Wir gingen um Magneſit. Im Mai. Es war eine entſetzliche Hitze. So heiß war es, daß die Leichenketten um die Berge der verlorenen Hoffnung nicht mehr wie Berge ausſahen, ſondern wie blaue Schatten in einer ver-

zehrenden Flamme. Eine Agentur, die einen Koch für eine Bergwerksexpedition brauchte, hatte mich in die Wüste verleitet. 55 Dollar und Beteiligung wurden da geboten, außerdem eröffnete sich mir die Aussicht, Kalifornien kennen zu lernen, ein bereits lang gehegter Wunsch von mir. So machten wir uns, der Mann, der mich aufgenommen hatte, sein Teilhaber und dessen kleine Tochter Dolly auf den Weg. Per Eisenbahn ging es bis nach dem Silbersee, von dort brachten uns zwei Wagen weiter. Alles, was ich von unserem Ausflug wußte, war, daß unser Ziel die Amargosawüste sei und daß die Leute Magnesit gewinnen wollten. Peterson führte, denn es war seine Idee. Er war auch alt genug, schien gegen Wüstensonne und Wüstenwind genügend abgehärtet, begeisterte wie ein Junge sich und uns durch seine Erzählung von den mächtigen Reichtümern, die uns in den Magnesitadern erwarteten und Haskins veranlaßt hatten, mit ihm Halbpart zu machen.

Ich konnte Haskins nicht recht leiden. Er war ein ewig nörgelnder Mensch, der bei jedem Auf und Ab des Weges jammerte und es sich selbst so unangenehm als möglich machte. Er hatte sein kleines Mädchen mit sich genommen, weil sie ihn aufheiterte, wie er sagte, ein liebes, dickes Kindchen mit Grübchen in den Wangen und großer Fürsorglichkeit für ihren Gespielen, den Hund Teddy, der braun und mollig gleich ihr war.

Nach dreitägiger Reise stießen wir auf einen Streifen tiefen Sandes, und da entschloß sich Peterson, die zwei Wagen zusammenzukoppeln und beide Gespanne vorn anzuspannen. Er war der Meinung, daß sie so besser zögen. Mir war's recht. Ich verstand mich wohl aufs Kochen, aber weniger darauf, die Zügel des Proviantzuges zu führen.

Eine Woche lang ging alles glatt. Ich kochte dreimal des Tages, und am Abend schlief ich in einer Hängematte über dem Proviantwagen, aus Furcht vor Schlangen und haarigen Spinnen, die man dort Taranteln nennt. Der Ort, von dem aus wir aufgebrochen waren, verschwand in gelbem Dunst, und die lila Berge vor uns wurden purpurfarbig, als wir näherkamen. Langsam ging es allerdings vorwärts. Wir waren in einer späteren Jahreszeit aufgebrochen, als für sicher galt, und eines Nachts, als wir zu einer Wassergrube kamen, die man uns als Rastpunkt bezeichnet hatte, fanden wir sie ausgetrocknet.

„Ich fürchtete das," vertraute mir Peterson an, „ich wollte schon im März aufbrechen, aber Haskins hielt uns bald aus diesem, bald aus jenem Grunde auf. Er ist nie in der Wüste gewesen, und so konnte er es nicht wissen. Immerhin — —"

„Immerhin", war ein wichtiges Wort im Wortschatz des alten Peterson. Er fand viel Trost darin, und es schien auch alle seine Bedenken zu zerstreuen.

Klar überlegt, erkannten wir jedoch, daß wir uns augenblicklich in einer schlimmen Lage befanden. Eines der Maultiere verendete in der Hitze und mußte zurückgelassen werden, und am nächsten Tage trat das zweite auf eine giftige Schlange und war in einer Stunde tot. Das bedeutete, daß wir auch den Proviantwagen zurücklassen mußten. Wir türmten, soviel wir vermochten, auf den ersten Wagen, und Dolly saß mit ihrem Hündchen Teddy obendrauf. Wir übrigen gingen zu Fuß, und Haskins verfluchte alles, was ihm vor Augen kam, vor allem den jungen Hund.

„Du mußt den verdammten Hund zurücklassen", murrte er, „er frißt gute Nahrung und sauft gutes Wasser. Das paßt mir nicht!"

Dollys Augen weiteten sich und nahmen einen erschreckten Blick an. Sie hielt das Hündchen dicht an ihre Brust gepreßt und wich instinktiv zurück, als der Vater nach dem Tiere die Hand ausstreckte.

Da mischte sich der alte Peterson ein:

„Lassen sie ihr doch den Hund!"

Doch Haskins knurrte wieder:

„Kümmern Sie sich nicht um meine Angelegenheiten! Sie glauben, ich werde mich mit den halben Rationen fortschinden, während der Köter von meinem Speichel dick und fett wird?"

„So lange ich diese Gruppe kommandiere, behält Dolly den Hund," gab Peterson gleichmütig zurück und fügte dann begütigend hinzu: „Wir müssen doch den Anstand wahren, auch hier draußen, Mann, wo kämen wir sonst hin?"

Dolly behielt ihren Hund, aber ich bemerkte, daß sie seit diesem Auftritt nie um Futter oder Wasser für das Tier bat. Ich wunderte mich, wieso er so gut dabei aussah; dicker als seine kleine Herrin, denn die Augen waren bald das Hervorstechendste in ihrem Gesichtchen geworden.

Was weiter geschah, behielt ich nicht der Reihenfolge nach im Gedächtnis. Die restlichen zwei Maultiere liefen uns eines Nachts davon, nachdem wir vergeblich nach Wasser gesucht hatten.

Haskins machte Peterson für unser Mißgeschick verantwortlich. Er schlug sogar Dolly, was er vordem nie getan hatte.

Der alte Peterson zeigte uns auf seiner Karte, daß wir nur noch sechsundzwanzig Meilen zum Boraxlager hätten, wo wir Nahrung und Wasser in Menge finden würden.

„Wie sollen wir sie aber machen?“ revoltierte Haskins, „nicht einmal zehn kommen wir vorwärts, jetzt, da wir keine Maultiere besitzen.“

Peterson hätte antworten können, daß die Maultiere nur durch Haskins Sorglosigkeit in der Wartung verlorengegangen seien, aber er unterließ es. Mit einem müden Seufzer erhob er sich und meinte statt dessen bloß: „Ich will noch einmal gehen und nach ihrer Spur sehen. Vielleicht haben sie Halt gemacht, um zu fressen, und ich kann sie einfangen.“

Und zu mir gewendet, fügte er hinzu: „Schauen Sie auf Dolly, wenn ich bis Sonnenaufgang nicht zurück bin, müßt Ihr aufbrechen, die Zeit ist jetzt kostbar. Es gibt gerade noch Nahrung für zwei Tage. Da ist die Karte.“

Sonderbarerweise kam es mir nicht in den Sinn, zu fragen, was seine Rede bedeute, und so ließ ich ihn in die Mondnacht hinausgehen. Er war bis Sonnenaufgang nicht zurück, und so war das einzige, was wir tun konnten: weiterziehen.

„Wo ist Großpapa Peterson?“ fragte Dolly.

„Er ist nach den Maultieren gegangen, Dolly“, erwiderte ich, „wir ziehen ein Stückchen voraus, dein Vater und ich.“

„Und Teddy,“ fügte Dolly gewichtig hinzu.

Haskins versuchte das Kind wieder von seinem Hunde abzubringen. „Schau“, schmeichelte er, „lassen wir den Hund da, bis Großvater kommt. Teddy kann ohnedies leicht gehen, und Peterson wird es freuen, wenn er ihn hier findet.“

Dolly sah ihren Vater einen Augenblick lang an, dann erwiderte sie mit ernster Stimme: „Wenn du Teddy dalassen willst, bleibe ich auch hier. Ich warte ganz gern auf Großpapa.“

So mußte der Alte wieder nachgeben, und Teddy kam weiter mit uns.

Peterson sahen wir nie wieder. Wir selber kamen ebenfalls kaum vorwärts. Die purpurn geränderten Hügel am Horizonte schienen stets gleich weit entfernt. Die Hitze während des Tages raubte uns beinahe jede Beweglichkeit.

Nur der Hund war noch erstaunlich beisammen. Ich wußte jetzt, wieso. Denn die wenigen Tropfen Wassers, die ich noch in Dollys Becher getan, hatte sie immer dem Hunde gegeben. Auch ihren Zwieback hatte sie dem Freunde geschenkt.

Da kam es mir in den Sinn: im schlimmsten Falle, wenn wir gar keinen anderen Ausweg mehr wüßten, könnten wir ja den Hund schlachten, um uns noch ein wenig am Leben zu erhalten.

Haskins schien auf den gleichen Einfall gekommen. Langsam streckte er seine Hand gegen Teddy hin aus, der schlafend am Boden lag. Mit der Rechten kramte er in der Gürteltasche. Holte er sein Messer? — Haskins Augen bohrten sich in die meinen. Und schon war ich zu keinem Widerspruche mehr fähig, sondern wandte nur mein Gesicht ab. Mit einem tierischen, unterdrückten Schrei fiel Haskins über den Hund.

Doch im selben Augenblicke verstand Dolly, was ihr Vater tun wollte. Sie fing derart bitterlich zu weinen an und den Namen des Hundes zu rufen, daß mir schier das Herz brach. Ich wandte mich deshalb wieder zurück an Haskins, der ebenfalls, durch das Schreien des Mädchens gestört, innegehalten hatte.

„Lassen Sie den Hund leben, Herr“, bat ich, „mir ist, als ob er auch das Leben Ihres Kindes in sich trüge.“

Haskins Augen funkelten.

„So werden wir alle zugrunde gehen,“ murmelte er.

Es ließ sich nicht leugnen, Haskins sah selber bereits zu Tode erschöpft aus. Und kaum fünf Stunden später trat ein, was ich befürchtete: der unglückliche Mann erlag seinen Durstqualen.

Ich suchte das Kind möglichst von den Schmerzen des Sterbenden abzulenken. Schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als mit dem Hündchen, Dolly und einer einzigen Dose Zwieback weiterzuziehen, nachdem ich Haskins die Augen zugedrückt und ein wenig Sand über seine Leiche geworfen hatte.

Schritt für Schritt schleppten wir uns weiter. Dolly fühlte sich ebenfalls schon so schwach, daß es ihr gar nicht mehr in den Sinn kam, nach dem Vater zu fragen. Ihr Schrei nach dem Hunde schien ihr letzter gewesen zu sein.

Mit Mühe hielt ich mich noch aufrecht. Dolly drückte schwer auf meinen Rücken (denn ich hatte sie aufsitzen lassen). Als es auf den zwei Beinen gar nicht mehr fortgehen wollte, entschloß ich mich, es auf allen vieren zu versuchen. Kaum ein paar Schritte kamen wir vorwärts. Nun

verließ mich auch die letzte Zuversicht. Ich preßte Dolly an mich, setzte mich in den Sand und wartete auf das Ende. In diesem Augenblick warf Teddy den Kopf in die Höhe, und mit einer Geschwindigkeit, die ich schon seit Tagen nicht mehr bemerkt hatte, schoß er davon. Ich vermochte ihm nicht zu folgen. Er verschwand hinter einem Hügel, es dauerte eine Weile, bis wir ihn wieder sahen. Mit lustigen Sprüngen kehrte er zurück, schwanzwedelnd, beinahe toll vor Freude. Er fuhr Dolly mit seiner Zunge ins Gesicht und, wie ich ihn fortzuschieben suchte, bemerkte ich, daß seine Schnauze — feucht war.

„Wasser!" durchzuckte es mein Hirn. Wasser in nächster Nähe und doch keine Kraft mehr, bis zur Quelle zu gelangen! Da entschloß ich mich zu einem Versuch. Ich kramte mühselig nach einem Becher und steckte ihn Teddy ins Maul.

Und, Herr, das kluge Tier verstand! Er eilte davon und kehrte nach knapp fünf Minuten wieder, den Becher voll bis zum Rande mit Wasser gefüllt. Unendliche Begierde trieb uns beide, das kalte Wasser hinunter zu stürzen, aber ich wußte, wie gefährlich es war, nach langem Dürsten sich sofort zu übertrinken. Ich reichte deshalb Dolly den Becher, gönnte ihr aber bloß einen Schluck, nahm dann selber einen und so wechselten wir ab. Die erste Kraft kehrte zurück. Teddy wurde wieder ausgesandt, und abermals kam er mit einem Becher Wasser zurück. Nun tranken wir bereits in längeren Zügen, und schon fühlte ich, daß ich mich wieder fortzubewegen imstande war, und wir machten uns alle drei auf den Weg nach der Quelle.

So wurden wir gerettet, Herr. Wir hatten keinen Tag mehr ins Boraxlager, und das Wasser gab uns Kräfte, auch diese letzten Strapazen zu überstehen."

„Und seit der Zeit essen Sie so wenig?" fragte ich teilnahmsvoll.

Der Koch zog fröstelnd seinen Mantel zusammen, obwohl wir uns in tropischer Hitze befanden.

„Wie könnte ich noch", meinte er ernst, „da ich sah, daß gerade das Tier, das ich aus Egoismus auffessen wollte, mir das Leben rettete?"

„Und Dolly?"

„Lebt bei meiner alten Mutter. Sie ist schon größer und hält mich für ihren Vater. Das Ereignis in der Wüste hat sie ganz vergessen."

Damit wandte sich der Koch ab. Ich wagte es nicht, nochmals eine Frage an ihn zu stellen, und die ganze übrige Fahrt verlief, ohne daß wir weiter ein Wort miteinander wechselten.

Aber seine hagere, eckige Gestalt machte mich noch immer erschauern, wenn sie, vom Mondlicht umflossen, beinahe gespensterhaft über Deck zwischen Küche und Vorratskammer hin und her huschte.

Verlassenheit.

(Lied.)

An meine Augen preß' ich die Hände,
die Tränen rinnen, heiß, ohne Ende.

Du bist gegangen, kommst ewig nimmer.
Eisige Schauer hauchen durchs Zimmer.

An meine Augen preß' ich die Hände,
die Tränen rinnen, heiß, ohne Ende.

Was tief gebaut und süß gesungen
wir glaubten, ist aus, verklungen.

Aus toten Sommern grüßt welker Duft,
von Reif und Winter schimmert die Luft.

An meine Augen preß' ich die Hände,
die Tränen rinnen, heiß, ohne Ende.

Emil Wiedmer.

Novembersonnenschein.

Von Hermann Löns.

Der Wald wirft seine Blätter ab; viele Bäume sind schon ganz kahl, andere haben noch etwas Laub, einige sind noch vollbelaubt, aber das sind wenige.

Vor zwei Wochen, da war es anders. Da hatte der Wald sein rotes Staatskleid an, das bunteste von allen dreien.

Denn drei hat er; eins aus hellgrüner Foulardseide; das trägt er im Mai. Dann das aus rotem Atlas, das er Ende Oktober trägt, und das weiße, mit Silber gestickte, das er nur an sehr schönen Wintertagen anzieht. Das andere sind alles mehr Alltagskleider, so auch das, was er jetzt an hat. Aber wenn er Besuch bekommt, vornehmen Besuch, dann macht er sich trotzdem fein, so gut es geht.

Heute zum Beispiel, denn da kam die Sonne zu Besuch, ein seltener Gast im November. Da